

Das kommende Reich Gottes

Wenn ich als Alttestamentler eingeladen bin, im Rahmen des Reformationsjubiläums zu Ihnen zu sprechen, so möchte ich nicht so sehr geschichtlich über die Reformation sprechen, sondern ich möchte das tun, was das ureigenste Anliegen der Reformatoren war: Die Schrift auslegen. Reformation bedeutet zu allererst: Stetige Erneuerung der Kirche durch Rückbesinnung auf das Wort Gottes.

Ich wurde angefragt, über das kommende Reich Gottes zu Ihnen zu sprechen. Sonntag für Sonntag wird in unseren Gottesdiensten gebetet: „Dein Reich komme!“ Doch was meinen wir eigentlich damit? Was meinte Jesus damit, als er dieses Gebet formulierte, um seine Jünger zu unterweisen, wie sie recht beten sollen?

Die meisten von uns werden wohl beim Wort „Reich“ an ein Territorium, an ein Gebiet mit einer Grenze denken, das sich auf einer Karte darstellen lässt. Wir erinnern uns aus der Schulzeit an Karten, auf denen man die Ausdehnung des römischen Reiches sehen konnte. Zur Zeit der Reformation gehörte die Schweizer Eidgenossenschaft noch zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, wenn sie sich mit dem Frieden zu Basel ab 1499 auch zunehmend davon distanzierte.

Wenn wir aber im Neuen Testament davon lesen, wie Johannes der Täufer dazu aufruft, sich zu bekehren und taufen zu lassen, weil das Reich Gottes nahe herbeigekommen ist; wenn wir lesen, wie Jesus uns beten lehrt: „Dein Reich komme!“; wenn Jesus sagt, wir sollen als Erstes nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten und alles andere werde uns dann schon auch dazugegeben werden, dann spricht er nicht von einem Territorium. Auf die Frage, wann denn das Reich Gottes kommt, antwortet er: „Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man's beobachten kann; man wird auch nicht sagen: Siehe, hier ist es! Oder: Da ist es! Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch!“

(Lk 17,20f.). Im Verlauf des Vortrags soll deutlich werden, dass Jesus hier von sich selbst spricht: Das Reich Gottes ist durch seine Gegenwart mitten unter seinen Jüngern.

Jesus war Jude, er predigte am Sabbat in Synagogen, die Leute sprachen ihn gelegentlich als Rabbi an. Und so können wir nicht verstehen, was er mit dem Reich Gottes meint, wenn wir nicht einen Blick ins Alte Testament werfen – das Neue gab es ja noch nicht!

Das, was in unseren deutschen Bibeln in der Regel mit „Reich“ übersetzt wird, heisst im altgriechischen Urtext *Basileia*. Anstatt mit Reich, was an ein Territorium denken lässt, könnte man es auch mit „Königsherrschaft“ übersetzen. Das alttestamentliche Israel war von Königreichen umgeben. Im Süden die göttlichen Pharaonen Ägyptens. Im Osten die Grosskönige Babylons und Assyriens, später auch Persiens. Im Norden ganz früh das hetitische Grosskönigtum in Anatolien und viele Kleinkönigtümer – Aram-Damaskus, Moab, usw. – in der unmittelbaren Nachbarschaft. Israel war von alters her ein Nomadenvolk, eine Stammegesellschaft ohne König aber mit Stammesältesten und Sippenhäuptern, welche ihre Stämme, Sippen und Grossfamilien repräsentierten. Wir sehen das in den Mosebüchern – im Pentateuch – wo einem König in Israel keine Rolle zugeordnet ist. Doch der Pentateuch erzählt auch, wie die nomadischen Väter Israels wegen einer Hungersnot nach Ägypten zogen und dort zunehmend unter die Hand eines fremden Königs, eben des Pharaos, gerieten, der sie versklavte und zum Frondienst zwang, wo sie Ziegelsteine herstellen mussten. Die berühmte Geschichte des Exodus, des Auszugs aus Ägypten, ist auf eine Art und Weise erzählt, dass Gott selbst das Volk Israel aus der Hand des Pharaos reisst und aus Ägypten herausführt. Das wichtigste Zeichen des Pharaos war der Hirtenstab, der Pharaos war der grosse Hirte Ägyptens. Doch Gott berief den einfachen Schafhirten Mose zu seinem Herold – wir können es auch „Prophet“ nennen – und gab ihm einen Hirtenstab, der stärker war als der Hirtenstab des Pharaos. So befreite Gott Israel aus der Sklaverei in Ägypten und

führte es an den Berg Sinai, wo der neue König – Gott selbst – einen Bund mit diesem Volk schloss.

Die Bundesverfassung der Schweiz beginnt ja mit der Präambel „Im Namen Gottes des Allmächtigen“. Die Bundesverfassung des alttestamentlichen Israel – die Zehn Gebote – beginnen mit folgender Präambel: „Im Namen Jahwes, deines Gottes, der dich aus Ägyptenland aus der Sklaverei befreit hat.“ Dann folgen die Zehn Gebote und dann das detaillierte Gesetz. Die Präambel sagt bereits, wie man das Gesetz verstehen soll: Es ist nicht dazu da, alles zu verbieten: Dieses dürft ihr nicht und jenes nicht und überhaupt nichts, was Spass macht. Nein, es ist dazu da, um Freiheit zu schenken und zu schützen. Es steht unter dem Motto: „Nie wieder in Sklaverei leben!“ Gesetz ist also nicht das Gegenteil von Freiheit, sondern das Gegenteil von Gesetzlosigkeit, vom Recht des Stärkeren, letztlich das Gegenteil von Sklaverei. Die mosaische Tora verbietet es, verschiedene gesellschaftliche Klassen im Gericht unterschiedlich zu behandeln – was in benachbarten Völkern gang und gäbe war (der altbabylonische Codex Hammurabi [18. Jh. v.Chr.] unterscheidet z.B. durchgehend drei Klassen, die unterschiedlich hart bestraft werden für ihre Verbrechen: die Adligen am mildesten, die Sklaven am härtesten).

Die Pointe dieses Sinaibundes war, dass Israel nicht mehr unter die Herrschaft eines menschlichen Königs kommt, weil es einen himmlischen König hat – Gott selbst. Man könnte es auf die Formel bringen: Wer vor Gott kniet, kann vor Menschen aufrecht stehen. Gott ist der grosse König und jeder Mensch trägt sein Abbild und seine Würde in sich. So finden wir in der mosaischen Tora nicht nur die geistesgeschichtliche Grundlage unserer Menschenrechte, sondern auch für die Einführung der Demokratie spielten die Mosebücher eine entscheidende Rolle. Es war insbesondere der Zürcher Reformator Heinrich Bullinger, der das Alte Testament in den Kategorien einer so genannten „Bundestheologie“ interpretierte. Bullingers Bundestheologie hatte Einfluss auf spätere angelsächsische Philosophen wie Samuel Rutherford, Thomas Hobbes, John

Locke, David Hume und prägte so den angelsächsischen Föderalismus, der über die Amerikanische Bundesverfassung, die auch die Bundetheologie Bullingers aufnimmt, dann auch unsere Schweizer Bundesverfassung von 1848 beeinflusst hat. Der moderne Demokratiegedanke gründet darin, dass alle Menschen mit der gleichen Würde ausgestattet sind und dass kein Mensch das Recht hat, über einen anderen zu herrschen, weil Gott selbst der allmächtige Herrscher, König Himmels und der Erde ist. Wie in der Tora des Mose, sind darum die politischen und gesetzgeberischen Gewalten nicht einem einzelnen Menschen zuzugestehen, sondern auf verschiedene Institutionen aufzuteilen.

Nun hat Gott bei diesem Bundschluss auch einen Palast inmitten Israels errichtet, zuerst, dem nomadischen Lebensstil entsprechend, ein Zeltheiligtum – die so genannte Stiftshütte – später den Tempel. Der Tempel ist letztlich nichts anderes als der Palast Gottes. Zuinnerst steht ein Thronsaal mit einem Thron. In den Völkern rund um Israel, wo man ja auch Tempel hatte, stellte man auf diesen Thron eine Götterstatue, die auch als „Ebenbild“ des jeweiligen Gottes bezeichnet wurde. Im Alten Testament finden wir eine harte Polemik gegen solche Götterstatuen. Der Prophet Jeremia bezeichnet sie als Vogelscheuchen im Gurkenfeld. In den Zehn Geboten heisst es, dass wir uns kein Abbild von Gott machen dürfen. Der Grund ist darin zu sehen, dass Gott selbst ein Abbild von sich gemacht hat. Nicht eine aus Holz oder Gold angefertigte Statue ist das Abbild Gottes, sondern jeder einzelne Mensch.

Der Thron im Thronsaal Gottes bleibt also leer. Der Thron zeigt an, dass Gott regiert, dass sein Reich, seine Königsherrschaft inmitten Israels wirksam ist. Die Leere zeigt aber auch an, dass Gott sich von uns nicht erfassen und in den Griff kriegen lässt. Als später unter dem grossen König Salomo der Tempel eingeweiht wird, betet Salomo: „Sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen – wie sollte es dann dies Haus tun, das ich gebaut habe?“ Salomo weiss, dass Gott natürlich nicht wirklich in diesem Tempel wohnt. Und doch neigt seine unendliche Grösse

und Herrlichkeit sich zu uns Menschen herab, so dass der Tempel und sein göttlicher Thronsaal manchmal auch als „Fussschemel Gottes“ bezeichnet werden: Da, wo Gott wenigstens seine Füße hinstellt.

Ganz leer ist der Thronsaal aber nicht. Zum einen sind beim Thron die Zehn Gebote – eben die Bundesverfassung Israels – deponiert. Sie machen deutlich, dass Gott in seiner Weisung, in seiner Tora seine Königsherrschaft ausübt. Da, wo nach den Zehn Geboten gelebt wird, wo die Menschen einander in der von Gott verliehenen Würde achten, wo die jungen Generationen die alten mit Respekt behandeln (und umgekehrt), wo nicht getötet, nicht die Ehe gebrochen, nicht gestohlen, etc. wird, da regiert Gott. Zum anderen berichten die alttestamentlichen Texte, dass auf dem Thron anstelle einer Götterstatue ein Lichtglanz zu sehen war, der manchmal als „Herrlichkeitswolke“ bezeichnet wird. Diese Herrlichkeitswolke verbarg Gott, machte ihn aber zugleich ein bisschen sichtbar. Psalm 104 besingt diese Königsherrschaft Gottes so:

HERR, mein Gott, du bist sehr herrlich;
du bist schön und prächtig geschmückt.
Licht ist dein Kleid, das du anhast.
Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich;
Du baust deine Gemächer über den Wassern.
Usw.

Hier wird die Königsherrschaft Gottes in Bildern der Schöpfung, in Bildern des Kosmos, beschrieben. Und tatsächlich ist eben der Tempel – ich kann das heute leider nicht vertiefen – in seiner ganzen Symbolik mit seinen Räumen und heiligen Gegenständen ein Mikrokosmos. Der innerste Raum, der Thronsaal Gottes, ist durch einen blau-roten Vorhang abgetrennt, der den Himmel darstellt und vor dem die sieben Lichter des siebenarmigen Leuchters, der Menora, leuchten, welche die sieben hellsten Sterne repräsentieren. Gott wohnt eben

nicht „im Himmel“, sondern „hinter dem Himmel“, in der unseren Augen verborgenen Jenseitigkeit. Von seinem himmlischen Thronsaal geht seine Königsherrschaft aus, aber es ist eine Herrschaft, die unseren Augen verborgen ist. Im Tempeldienst, im Gottesdienst, sollte das alttestamentliche Israel lernen, was es heisst, als Mensch, als Ebenbild Gottes, in der Schöpfung zu leben, unter Gottes Herrschaft, welche die Grundlage für menschliche Freiheit ist.

Zugleich wird aber auch deutlich, dass durch die Schöpfung ein Riss geht: Gottes Herrlichkeit ist eben verborgen. Menschen – sogar Priester – dürfen sich ihr nicht nahen, weil sie sonst sterben müssen. Nur durch den Opferdienst, durch das Vergiessen von Tierblut, das täglich vor Augen stellt, dass wir Menschen schuldig am Blut unserer Mitmenschen sind, und schuldig an Gott, weil die Mitmenschen eben Gottes Ebenbilder sind, konnten die Priester in der Gegenwart Gottes ihren Dienst tun.

Auch heutige Gottesdienste bilden übrigens nichts anderes ab als das Treten der Gemeinde vor den himmlischen König, vor seinen Thron. Darum feiern wir den Gottesdienst auch nicht im Namen der Kirchgemeinde, der Kirchenpflege oder des Pfarramtes, sondern im Namen des dreieinigen Gottes. Zu diesem Vor-Gott-Treten gehört die Gebrochenheit menschlicher Schuld, die Gebrochenheit der Schöpfung. Auch die Weisung, die von Gott ausgeht und uns belehrt, zurechtweist, ermahnt, aber auch tröstet und stärkt. Wer vor Gott kniet, kann vor Menschen aufrecht stehen. So soll der Gottesdienst uns vor Gott beugen, aber vor Mitmenschen aufrichten.

Doch das Alte Testament endet nicht damit, dass Gott seinen Palast inmitten seines Volkes Israel aufrichtet. Vielmehr berichtet uns das Alte Testament in schonungsloser Selbstkritik das spannungsvolle Verhältnis Israels zu seinem Gott. Es mündet darin, dass Gott den Tempel verlässt. Der Prophet Hesekiel sieht in einer Vision, wie Gott den Tempel-Palast verlässt. Wenige Jahre später wird der Tempel zerstört, als die Babylonier unter König Nebukadnezar

Jerusalem erobern. Israel ist wieder unter die Sklaverei eines menschlichen Machthabers geraten.

Zwar durften die Israeliten einige Jahrzehnte später den Tempel wieder aufbauen, doch die Herrlichkeit Gottes kehrte nicht zurück.

Der Prophet Haggai, der zu dieser Zeit wirkte, fragte: „Wer ist unter euch noch übrig, der dies Haus in seiner früheren Herrlichkeit gesehen hat? Und wie seht ihr's nun? Sieht es nicht wie nichts aus?“ Doch dann verheisst er: „Es ist nur noch eine kleine Weile, so werde ich Himmel und Erde, das Meer und das Land erschüttern. ... Und ich will dies Haus voll Herrlichkeit machen, spricht der HERR Zebaoth“. Und Maleachi, der letzte Prophet des Alten Testaments, kündigt wenig später an: „Bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr sucht!“

Und dann Schweigen. Kein Prophet steht mehr auf, der das Wort Gottes verkündigt. Wir kennen aus frühjüdischen Texten die Klage darüber, dass Gott keine Propheten mehr sendet. Der Tempeldienst läuft in seinen gewohnten Bahnen, aber die Herrlichkeit Gottes ist nicht da. Dieses Schweigen und Warten dauert rund 400 Jahre. Während einige über diesem Warten gleichgültig werden oder sich mit der Situation arrangieren, wächst bei anderen die Erwartung, dass jeden Moment grosse Ereignisse geschehen würden, in denen sich Gott seinem Volk wieder zuwendet.

Das ist ungefähr die Situation, in welcher Johannes der Täufer anfängt, im Jordan Menschen zu taufen und zu predigen: „Bekehrt euch, denn das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen!“ Damit kündigt er die Rückkehr des Königs an. Und dann kommt Jesus. Er spricht viel über das Reich Gottes. Viele seiner Gleichnisse handeln vom Reich Gottes. Einer der Leitgedanken, die sich in den Ausführungen Jesu über das Reich Gottes findet, ist die Umkehrung der Werte: Was in unseren Augen gross ist, das ist da, wo Gott regiert, klein, was dagegen in unseren Augen klein ist, ist im Reich Gottes gross. Die Ersten werden die Letzten sein, die Letzten werden die Ersten sein. Wer sich selbst erniedrigt, ist

der Grösste im Himmelreich. Das Reich Gottes ist wie ein Senfkorn winzig, doch wächst es zu einem grossen Baum heran. Es ist wie ein kleines Stück Sauerteig, das einen halben Zentner Mehl durchsäuert. Es ist wie ein Samenkorn, das in der Erde begraben wird und stirbt, doch dann zu neuem Leben aufersteht. Damit machte Jesus deutlich, dass das Reich Gottes nicht nach den Massstäben irdischer Reiche funktioniert. Vielmehr bricht es im Kleinen an, in der Bereitschaft, Macht, Reichtum, Ehre loszulassen, anstatt zu ergreifen, und von da aus wächst es. Wie es der Prophet Sacharja im Alten Testament formuliert hat: Gott übt seine Herrschaft nicht durch Heer und Kraft und Waffen aus, sondern durch seinen Geist. Gott sendet seinen Geist aus wie einen Wind, unsichtbar, unscheinbar und doch kräftig und stark. Man sieht ihn nicht, aber man sieht seine Auswirkungen. Im Alten wie im Neuen Testament wird die Königsherrschaft Gottes immer durch den Geist Gottes ausgeübt. Darum kommt der Heilige Geist auch auf Jesus herab, als Jesus getauft wird.

Und so geht Jesus selber diesen Weg der Umwertung aller Werte. Viele, die sein Wirken und seine machtvollen Worte hörten, erwarteten von Jesus, was man eben von einem menschlichen Machthaber erwartet: Dass er die zerstrittenen Gruppen innerhalb von Israel einen würde und dann einen Aufstand gegen das Römische Reich anzetteln würde, um Israel von der Fremdherrschaft des römischen Kaisers zu befreien. Schliesslich würde er selber den Thron in Jerusalem besteigen.

Als Jesus am Palmsonntag nach Jerusalem geht, wird es zu einem königlichen Triumphzug. Viele Leute aus dem Volk jubeln ihm zu und er reitet unter Gesängen und Zurufen auf einem Esel – im Unterschied zum Schlachtross ein Friedenszeichen –, in Jerusalem ein. Doch dann macht er das Unerwartete. Er wertet eben die Werte um: Er geht in den Tempel, der inzwischen zu einem gigantischen Bauwerk, zu einem Weltwunder, ausgebaut war und beginnt mit einer Zornesrede, begleitet davon, dass er Tische umwirft und mit einer Geissel Geldwechsler und Händler herausschmeisst: Dieser Tempel, vor den Augen der

Menschen gigantisch, habe nichts mehr mit Gott zu tun. Er sei zu einer Räuberhöhle verkommen und werde darum zerstört werden. Das ist nicht der liebe Jesus, den wir aus so vielen Predigten kennen. Es ist heute in der neutestamentlichen Forschung ein recht breiter Konsens, dass Jesus mit dieser Tempelaktion seine Kreuzigung letztlich provoziert hat. Die Stimmung kippt. Menschen, die ihm bei seinem Einzug in Jerusalem noch zugejubelt haben, rufen wenige Tage später: „Ans Kreuz mit ihm!“

Und so kommt es, dass die Krönung dieses Königs keine prunkvolle Angelegenheit in den Palästen oder im Tempel Jerusalems wird, sondern eine sehr hässliche, grausame Sache: Gekrönt wird er mit einer Dornenkrone, erhöht wird er am Kreuz, an dem die Inschrift hängt: Jesus von Nazareth, König der Juden. Das Reich Gottes setzt sich nicht mit Gewalt durch, es stösst nicht auf Applaus, sondern auf Ablehnung. Es scheitert auf der ganzen Linie.

Doch dann geschieht das, was Jesus immer wieder angedeutet hat: Durch den Tod hindurch wird ihm das Leben geschenkt. Es wird Ostern. Gott auferweckt Jesus Christus von den Toten und bestätigt damit, dass das Reich Gottes in Jesus Christus anbricht.

Ich habe vorher erwähnt, dass der Tempel in Jerusalem in seiner Symbolik den Kosmos abbildete. Der Hohepriester ging einmal im Jahr durch die Vorhänge, die den Himmel repräsentieren, hindurch in den Thronsaal Gottes. Am Auffahrtstag feiern wir, dass Jesus nach seiner Auferstehung von der Herrlichkeitswolke Gottes aufgenommen und durch die Himmel hindurch in die Jenseitigkeit Gottes, in seinem himmlischen Thronsaal, aufgenommen wurde. Als der Auferstandene sich von seinen Jüngern verabschiedet, sagt er:

Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich

euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Diese Macht im Himmel und auf Erden, die Jesus durch seinen Tod und seine Auferstehung hindurch empfängt, ist die Macht der Königsherrschaft Gottes, die Macht seines Reiches.

Nun ist aber noch nicht die Frage beantwortet, warum wir im Gottesdienst nach wie vor „Dein Reich komme!“ beten. Ist dieses Reich denn nicht mit Jesus Christus gekommen? Ja und nein. Der Titel des Vortrags sagt es: Das Reich ist kommend, d.h. im Kommen begriffen. Es ist angebrochen, aber noch nicht voll da. Auf das Auffahrtsfest folgt das Pfingstfest. Jesus Christus ist gegangen, in die Unsichtbarkeit, in die Jenseitigkeit. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Doch der erhöhte Christus sendet der Kirche an Pfingsten seinen Geist. Erinnern wir uns nochmals an das Sacharja-Wort: Das Reich Gottes ist nicht durch Heer oder Waffenstärke errichtet, sondern durch den Geist Gottes. An Pfingsten kommt dieser Geist zur Kirche Jesu Christi und ist in ihr wirksam. Durch den Geist wird das Reich Gottes mitten in dieser Welt aufgerichtet und erbaut. Der Apostel Paulus fragt: „Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“

Um nochmals in einem der Bilder von Jesus zu bleiben: Mit Jesus Christus wurde der Same eingepflanzt, er ist gestorben und hat neues Leben hervor gebracht. Doch jetzt wächst der Same zu einem grossen Baum heran. Die Lebenskraft ist die Kraft des Heiligen Geistes.

Was hat das nun für die heutige Kirche zu bedeuten? Ich möchte dazu abschliessend kurz drei Dinge benennen:

1. Die Sendung nach aussen: Von allem Anfang an führt die Botschaft vom angebrochenen Reich Gottes zur Mission. Ich habe vorhin den so genannten Missionsbefehl zitiert. Jesus sagt: „Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt...“ In der

neutestamentlichen Zeit bedeutete das unter anderem: Gott ist König und nicht der römische Kaiser. Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist – nämlich den Obulus – und Gott was Gottes ist – nämlich euer Leben. Im 20. Jahrhundert fand das etwa Ausdruck in der Barmer Erklärung, mit der unter der theologischen Leitung von Karl Barth die bekennende Kirche sich dagegen stellte, dass die Deutschen Christen sich Hitler andienten: Kein anderer Herr als Jesus Christus ist über die Kirche gesetzt. Das Evangelium von Jesus Christus ruft alle Menschen in den Gehorsam des Glaubens, wie Paulus es formuliert. Evangelium ist kein Angebot zum Schleuderpreis, sondern ein Aufgebot des Herrn der Herren, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden.

2. Die Sammlung nach innen: Durch den Heiligen Geist wird die Kirche zum Tempel Gottes. Ein grosser Teil der neutestamentlichen Briefe besteht darin, zu erklären, was das für die Kirche bedeutet. Die gottesdienstliche Sammlung, in der das Wort Jesu Christi verkündigt wird, das Abendmahl, in dem Christus uns an sich Anteil gibt, das Gebet, die Gemeinschaft, all dies soll dazu dienen, dass die Kirche auch nach innen wächst. Nicht im Sinne weltlicher Macht, gesellschaftlicher Relevanz oder allgemeinen Ansehens, sondern im Geiste Jesu Christi, der den unspektakulären Weg des Gegenteils geht, der nicht vom Applaus der Massen lebt, sondern von der Kraft des Geistes.
3. Sowohl für die Sendung nach aussen wie nach innen gilt das Vorbild Jesu Christi, die Umwertung der Werte. Weder Mission noch Gemeindebau dürfen nach den Massstäben weltlicher Macht, Ehre und Reichtum geschehen. Die Kirche soll nach innen und aussen wachsen auf dem Weg Jesu Christi, der ein Weg des Kreuzes ist; kein Weg der Selbstverwirklichung, sondern der Selbstaufgabe, aber eben ein Weg der Freiheit – von sich selbst und von der Herrschaft anderer über uns. Der Weg der Freiheit Gottes. So hat Martin Luther in seiner wichtigen Schrift

„Von der Freiheit eines Christenmenschen“ (1520) in folgendem Paradox auf den Punkt gebracht, was die Identität der Kirche und des einzelnen Christenmenschen im Lichte des kommenden Reiches Gottes ist:

„Ein Christenmensch ist freier Herr über alle Dinge und niemandem Untertan.

Ein Christenmensch ist dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann Untertan.“

Doch auch hier zeigt sich ein Charakteristikum der Reformation: Reformation ist nicht der Versuch, originell zu sein und ständig neue Dinge auszuprobieren, sondern die Rückorientierung am Wort Gottes. Dieses schöne Paradox entstammt nämlich nicht Luthers Originalität, sondern er hat ganz einfach bei Paulus abgekupfert, der geschrieben hat: „Ich bin frei in allen Dingen und habe mich zu jedermanns Knecht gemacht.“

Möge auch die reformierte Kirche immer neu zurückfinden und sich reformieren zu einer Klarheit und Bescheidenheit, dass dieser Satz als Leitsatz des kommenden Reiches Gottes auch der ihre sein kann.